

Ich zähle meine Finger. Zehn. Wie immer schon. Auch das hat sich nicht geändert in den letzten vierhundert Tagen. Nichts hat sich geändert. Meine Finger. Sie haben schon lange niemandem mehr die Fransen aus der Stirn gestrichen, hinters Ohr, um geschürzten Lippen den Weg zu bahnen, obwohl sie sich an das dazu notwendige Geschick erinnern, als hätten sie es erst gestern angewandt. Sie sind voller Gedächtnis. Kennen noch die Kugelung von Schneebällen, die Feuchtigkeit des Hundefells nach einem raschen Gang durch den neuen Tau. Sie kennen sogar noch die Tippfolge auf dem abgegriffenen Zahlenraster des Automaten und wissen genau, wie sich der Lohn für diesen Tanz auf den Tasten falten lässt.

Langsam befühlen sie meine Nase. Diese sitzt noch am selben Ort. Natürlich – ich bin noch am selben Ort, sie also ebenfalls. Riecht den Muff in den Schlägen, die Desinfektionslauge in den Nasszellen und trocknet allezeit aus. Das chorische Räuspern und Rotzen ist besonders im Winter unser Soundtrack und Winter ist beinahe ständig in diesem Land, nur ohne Schnee. Blumen haben mir wenig bedeutet. Dass ich nun glaube, mich an den Duft von Blaudisteln zu erinnern oder daran, wie nach einem Frühlingsschauer eine übersüsse Fäule in den Gärten hing, ärgert mich: Vergangenheitsverklärung. Ganze Wiesen und Lichtungen blühen in meiner Nase, während draussen, zwischen dem Autobahnkreuz und der Industriebrache auch im eiligen Sommer nur Kraut wuchert.

Das Räuspern und Rotzen, das Surren der Bunkerlüftung und – geht man auf eine Zigarette nach draussen – das mal schwindende, mal schwellende Geheul der Wagen. Zur Übung versuche ich mir Stille vorzustellen. Muss ja nicht die Stille hinter dem tausend Meilen entfernten, alten Jagdunterstand eines anderen Lebens sein; die Stille ganz am Stadtrand, wo ich manchmal hinfahre, wenn ich eine der beiden Tagesfahrkarten für die dreiundneunzig Mitbewohner ergattere, tut's auch. Oder ich lasse die elterlichen Hausmusikabende in meinen Ohren klingen, die mich so ungemein langweilten als Junge, da ich noch nicht wusste, was Langweile anrichtet. Mutter ist mir ohnehin viel im Gehör. Doch obgleich ich es ihr übers Internettelefon unzählige Male erklärt habe, versteht sie nicht recht, dass ich nicht ausreisen kann, selbst wenn ich wollte, weil mir die Botschaft die nötigen Papiere nicht ausstellt. Und will ich es überhaupt? Ihre wehmütigen Fragen nehmen wilde Sprünge in meinem Kopf. In ihre Worte hinein schleichen die Gitarrenakkorde eines Liedes, das ich immer und immer wieder höre, wenn ich nach langem Feilschen Batterien auftreiben kann. Mir sind die traurigen Stimmen die liebsten, sie lassen mich glauben, ich würde mich verhältnismässig fröhlich fühlen. Hurra.

Ich starre in den Spiegel. Ein Spiegel nicht aus Glas, sondern einer bruchsicheren Metalllegierung, die man noch so polieren kann, man erkennt die Farbe seiner eigenen Augen nicht. Und wir polieren oft, denn es beschäftigt. Aber auch sie sind noch da, die Augen, und auch sie vermögen sich an alles Mögliche zu erinnern. Vermögen sich an viel zu vieles

zu erinnern. An die Zustände in der Stadt unmittelbar vor der Flucht. An eine rauchverdunkelte Sonne. An dieses unverkennbare Schwarzrot vor der Markthalle. Und vermögen sich dann doch auch an viel zu wenig zu erinnern.

Wissen nicht mehr, ob Schmetterlinge oder schillernde Skarabäen in den Stoff ihres Sommerkleids gewoben waren. Dafür wissen sie, wie es sich bauschte im Südwind und wie's drunter aussah. Hmm, trug sie drei oder vier Armreife? Was stand auf dem Schild, an dem ich jeden Tag vorbeihastete, wenn ich die Strassenbahn schon über die Kreuzung rütteln hörte? Stand da „Coiffure“ oder „Salon“? Dabei hat sie dort gearbeitet.

Meine treueste Freundin jetzt ist meine Zunge. Während die Finger die Beschäftigung vermissen, die ihnen bei Strafe verboten ist, während die Ohren die Stille vermissen, die Nase Düfte, die sie nie mochte, während die Augen sich empören über das Signalorange der Bunkerwände, aufgetragen in der Anfangszeit der Farbpsychologie, während nun die anderen Sinnesorgane mürrisch und melancholisch geworden sind, freut sich die Zunge jeden Tag darüber, dass wir wenigstens selber kochen dürfen. Feist werden wir nicht von den paar Supermarkt Gutscheinen, was die Zunge aber nicht kümmert. Während nämlich die übrigen Sinne vor allem mit Konserven der Vergangenheit auskommen müssen, gibt's im Supermarkt sogar frische Mangoldblätter.

Niemand hier erzählt viel von zuhause, vielleicht weil vielen kein Ort der Welt mehr Zuhause ist, aber manchmal kochen wir uns gegenseitig unser Zuhause. Mit Cayenne-

pfeffer, mit Weichkäse, mit reifem Obst oder Krustentieren. Und tasten im Klebreis nach Spielen der Jugend. Riechen in den scharfen Kräutern Grossvaters Abendschoppen. Hören im zischenden Speck das Flüstern beim Frühstück in der Morgensonne danach. Und sehen im Grell der Schoten den blanken Lack eines Autos, das dem Cousin gehörte. Kosten ein wenig vom wirklichen Leben.

Nichts geschieht hier, nichts wird geschehen.

Höchstens ein Streit dann und wann, ein Stromausfall, ein Besuch der Polizei, die jemanden sucht, der sich zu sehr beschäftigt hat oder dessen Vaterland mit der hiesigen Beamenschaft handelseinig geworden ist.

Sonst nichts.

Deshalb zähle ich meine Finger, befühle meine Nase. Deshalb horche ich nach der Stille, betrachte meine Augen und freue mich mit meiner Zunge. Ich vergewissere mich jeden Tag, ob meine Sinne nach einer unruhigen Nacht in der dritten Bettetage wieder erwacht, ob meine Sinne nicht schon in dieser langen Sinnlosigkeit erloschen sind.